

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

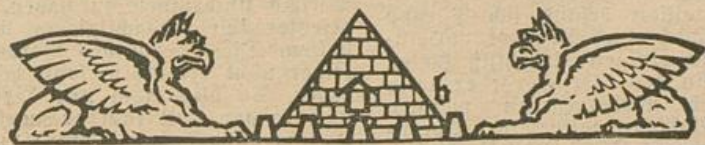
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934**

25.11.1934 (No. 47)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 47



25. Novbr. 1934

## Gaupp / Lebensschicksale meines Großvaters

I.

Angeregt durch die in der „Pyramide“ vom 30. September 1934, Nr. 39, veröffentlichte kurze Lebensbeschreibung meines Urgroßvaters Georg Friedrich Gaupp will ich in nachstehendem die in vieler Hinsicht interessanten Lebensschicksale seines Sohnes Philipp Jakob, meines Großvaters, der Vergessenheit zu entziehen versuchen.

Die Aufzeichnungen fußen auf Dokumenten, Briefen und mündlicher Ueberlieferung. In den Dokumenten sind manche Stellen unleserlich geworden, auch wird öfter auf Partikularien verwiesen, die aber leider abhanden gekommen sind.

Philipp Jakob wurde geboren am 30. April 1764 in Lörrach in Baden, woselbst sich sein Vater nach seiner Heimkehr aus Indien im Jahre 1761 vermählte und vorläufig seinen Wohnsitz genommen hatte.

Philipp Jakob war von seinen 12 Geschwistern, 8 Brüdern und 4 Schwestern, der drittälteste.

Ueber die ersten Kinderjahre vermag ich keine Angaben zu machen, nur weiß ich, daß mit der Uebersiedlung nach dem Gute Heimbrown bei Pforzheim Ende September 1769 für die Kinder eine frohe, glückliche Zeit begann; sie wurden von Hauslehrern erzogen, die von der wilden Bande manchen Schabernack erdulden mußten. Später kam Philipp Jakob gleich seinen acht Brüdern auf Wunsch des mit dem Vater befreundeten Herzogs Karl auf die Karlschule, und zwar am 15. Juli 1778 unter Nr. 739.

In meinem Besitze befinden sich noch zwei Schülerpreise für Taktik und Wasserbaukunst, welche ihm am 22. Dezember 1782 vom Herzog überreicht wurden, desgleichen das am 28. April 1783 vom Herzog eigenhändig unterzeichnete Patent der Ernennung zum Leutnant im Herzogl. Generalmajor von Schelerischen Infanterieregiment.

Als mein Urgroßvater dem Wunsche des Herzogs entsprechend alle seine Söhne auf die Karlschule gab, war sein Augenmerk nur darauf gerichtet, dieselben zu ebenso tüchtigen Soldaten auszubilden zu lassen, wie er einer war, nicht ahnend, daß zwei derselben, gleich so vielen württembergischen Landeskindern, für Geld an fremde Staaten würden ausgeliefert werden.

Im Jahre 1786 wurde die Bildung eines Infanterieregiments und einer Artilleriekompagnie angeordnet. Philipp Jakob und sein älterer Bruder Karl Joseph wurden zum 1. Bataillon kommandiert. Eine in meinem Besitze befindliche Pergamenturkunde spricht die Uebernahme des Philipp Jakob in holländische Dienste aus, datiert vom 1. Oktober 1786 in Middelburg.

Daß die beiden Brüder dem Befehle des Herzogs mit großem Entzücken Folge leisteten und ihre Lage mit ganz andern Augen ansahen als ihre vielen mitverkauften Landsleute, erklärt sich durch die Lust in ferne Länder zu ziehen und als Soldaten sich auszuzeichnen. Diese Lust wurde besonders angeregt durch die Erzählungen ihres Vaters aus dessen Kriegsleben in Indien.

Mit tiefem Schmerz sah dagegen der greise Vater seine beiden Söhne scheiden, denn er ahnte, daß es ein Abschied für immer sei. Karl Joseph kehrte nie wieder, er starb 1828 als holländischer General und Gouverneur in Batavia, und Philipp Jakob kam erst mehrere Jahre nach des Vaters Tod in die Heimat zurück.

Durch die plötzliche Absendung der beiden Söhne wurde das bis dahin gute Einvernehmen zwischen Philipp Jakob und dem Herzog zerstört. Ersterer liebte sogar eines Tages dem Herzog, der wie sonst immer unangemeldet vor dem Gutshause vorfuhr, durch den Diener melden, er wäre nicht zu Hause, trotzdem er, vom Herzog gesehen, pfeiferauchend am Fenster saß. Erst nach Jahren gelang es der Herzogin Franziska, den alten Vater zu versöhnen, was nicht so leicht war.

Am Samstag, den 24. Februar 1787, fand in Ludwigsburg für das Regiment der erste Gottesdienst statt, dem sich die Regalung der Fahnen anschloß.

In jene Tage fällt ein Vorgang, der nicht unerwähnt bleiben darf. Viele Mitschüler Schillers schwärmten, wie dieser selbst, für den Poeten und Musiker Schubart, und so mag es auch gekommen sein, daß Philipp Jakob mit letzterem persönlich bekannt geworden ist, auf welche Art und wann kann ich nicht feststellen, doch scheint die Beziehung eine sehr freundschaftliche gewesen zu sein, wie aus nachstehendem hervorgeht.

Philipp Jakob besuchte mit einigen, ebenfalls verkauften Kameraden den auf dem Hohen Isberg gefangen gehaltenen Schubart, um von ihm Abschied zu nehmen. Schubart befahl, weil kurz vor seiner Freilassung stehend, schon einige Freiheiten, und daher mag es auch kommen, daß er seine Freunde für einige Stunden bei sich empfangen durfte. Leider sind mir nicht alle Einzelheiten dieser Abschiedsfeier bekannt, nur, daß in feierlicher Zeremonie das „Recht“ und die „Freiheit“ begraben wurden, und daß Schubart dem Philipp Jakob das Manuskript der „Fürstengruft“ und das von ihm gedichtete „Kaplied“ ausgehändigt hat. Ersteres besitze ich noch, während letzteres leider abhanden gekommen ist.

Zum Kaplied schrieb Schubart am selben Abend die Noten und alle Anwesenden sangen es zur Klavierbegleitung. Der Inhalt der 7., 10. und 12. Strophe fand auch treu dem Schubart gegebenen Versprechen seine Verwirklichung:

Die Strophe lautet: „An Deutschlands Grenze füllen wir mit Erde unsere Hand und lassen sie, das sei der Dank für alle Liebe, Speis und Trank!“

Mit großer Begeisterung soll Philipp Jakob im späten Greisenalter von jenem Moment gesprochen haben, als an der Grenze, das Kaplied singend, jeder eine Handvoll Erde mitnahm.

Am 28. Februar 1787 marschierte das Bataillon von Ludwigsburg über Pforzheim, Durlach, Durmersheim, wo der Rhein bei Fort Louis überschritten wurde, dann über Hagenau, Pfalzburg, Saarburg, Mek, Conflans, Etain,

Sedan, Charleville, Cambrai, Douai, Lille nach Dünkirchen. Dieser Marsch ging nicht ohne bemerkenswerte Zwischenfälle innerhalb von deutschem Gebiet vorstatten. Die Bevölkerung hatte schon damals Wind davon bekommen, daß Offiziere u. Mannschaften vom Herzog verkauft worden waren. So verleiteten die Einwohner von Berghausen, Durlach und Durmersheim die durchmarschierenden Truppen zur Desertion, boten ihnen Versteck und Unterstützung. Der Herzog, davon benachrichtigt, eilte dem Bataillon nach, geleitete dasselbe bis zur französischen Grenze, und von dem Momente seines Eintreffens ab hörten die Desertionen auf.

Von Dünkirchen fuhr das Bataillon in 5 bis 6 Schiffen nach Bissingen, wo am 12., 19. und 26. Juni die Einschiffung stattfand, und zwar auf vier Schiffe: Joseph, Johanna, Fortuna und Drei Brüder. Die Landung am Kap erfolgte am 25. Oktober, 4., 8. und 12. Dezember. Auf welchem Schiffe Philipp Jakob fuhr, ist nicht mehr festzustellen, ebenso fehlen Nachrichten über die Reise und nur wenig über den Aufenthalt am Kap.

Während des Aufenthaltes am Kap wurden mehrere größere Detachements entandt, so ein aus mehreren Regimentern zusammengesetztes Bataillon „Oranien“ im Sommer 1789 nach Celebes, um in Matassar ausgebrochene Unruhen zu unterdrücken. Bei diesem Bataillon befand sich Philipp Jakob, und es ist noch ein Bruchstück eines Logboos vorhanden, welches über diese Expedition einigen Aufschluß bietet. (Der wörtliche Inhalt ist im Besitz des Verfassers; er kann wegen seines Umfangs hier nicht wiedergegeben werden. Geschichtsschreibern sei hier die Anschrift mitgeteilt: Oberstleutnant a. D. Gaupp in Magdeburg, Fürst-Leopold-Str. 4. Schriftleitung.)

Bei den Familiendokumenten befindet sich ein am 7. Juni 1790 vom Herzog in Hohenheim unterzeichnetes Patent mit der Beförderung des Philipp Jakob Gaupp zum Kapitänleutnant. Wann und wo er davon Nachricht erhielt, ist nicht bekannt.

Nachdem der Zweck dieser Expedition erreicht war, kehrte Philipp Jakob mit Leutnant von Wolzogen, Obernitz und Hallwachs mit dem Detachement nach dem Kap zurück, wo er am 2. April 1791 eintraf. Zu dieser Zeit war schon der größte Teil des Regiments nach Batavia eingeschifft, auch der Bruder Karl Joseph. Am 13. März 1793 erhielt Philipp Jakob die Donopische Kompanie in Amboina, woselbst er mit verschiedenen Unterbrechungen bis zum Herbst 1802 blieb. Nachdem er Hauptmann geworden, vermählte er sich mit der Tochter des holländischen Residenten Anna Jesuina Treno, geboren am 28. Februar 1779. Am 16. September 1795 hatten sich die Engländer des Kap bemächtigt und am 16. Februar 1796 fiel auch Amboina in die Hände dieser habgierigen Nation.

Die Engländer gaben in allen holländischen Stationen ein Schreiben, angeblich vom Prinzen von Oranien bekannt, worin die Aufforderung enthalten, sich unter den Schutz der Engländer zu stellen.

Obgleich dieses Schreiben von England kam und von den Generalstaaten nicht unterzeichnet war, leistete der schwache Gouverneur von Amboina Folge.

Philipp Jakob stand um diese Zeit mit seinem Detachement außer jeder Verbindung mit seinem Regiment, hatte auch keine Instruktion, mußte deshalb, trotz seiner persönlichen Abneigung gegen England, im Interesse seiner Leute die englische Oberhoheit anerkennen; er stellte aber die Bedingung, daß sein Detachement stets als „württembergische“ Truppe gelte und sich bei nächster Gelegenheit seinem Regiment wieder anschließen könne. Dies wurde gewährt, aber es war dafür gesorgt, daß keiner sein Regiment wiederseh!

Philipp Jakob wurde von den Engländern als Artillerieoffizier der Kriegsmarine übernommen, da er sehr bedeutende Kenntnisse in Mathematik und Astronomie besaß. Als solcher zeichnete er sich im März 1796 bei Einnahme der Insel Banda aus, wurde zum Marinekapitän befördert und zum Stationskommandant dieser Insel ernannt. Später kehrte er wieder nach Amboina zurück und blieb dort bis Herbst 1802. Erst da erfuhr er den im Jahre 1795 erfolgten Tod seiner Mutter.

Mitte November 1802 mußte er sich einer Expedition anschließen, wobei ihn seine tapfere Frau und die Kinder Elisa-

beth, Karl und Philippine begleiteten. (Damals war es gestattet, daß die Offiziere ihre Familie mit auf das Kriegsschiff nahmen.) Sie segelten nach verschiedenen Inseln, dann bis Kanton und landeten erst im August 1804 in Madras, wo Philipp Jakob den am 24. November 1798 erfolgten Tod seines Vaters erfuhr. Nur wenige Wochen konnte Philipp Jakob sich dort Ruhe gönnen, denn eine neue Order rief ihn abermals auf See. Die großen Gefahren der Expedition vorhersehend, ließ er diesmal seine Familie in Madras zurück. Dies war auch die gefährvollste Zeit seines ganzen Soldatenlebens, von der er später viel Interessantes zu erzählen wußte, aber leider hat keiner seiner Söhne darüber Aufzeichnungen gemacht und seine eigenen Tagebücher sind verschwunden.

Beinahe zwei Jahre führte er dies kriegerische Nomadenleben. Mehrmals, wenn auch nur leicht verwundet, dabei gegen seinen Willen Untertan der so verhassten Nation, bot diese Periode wenig erfreuliches. Als selbständiger Kommandant einer gewaltig eroberten Insel, hat er es unterlassen, die Abgaben mit vorgeschriebener Gewalt und Härte von den armen, unglücklichen Bewohnern einzutreiben. Er wurde deshalb wahrscheinlich von einem Reider angezeigt und in Mitleid unterlassen zu haben, hat ein ränkefüchtiger Vorgesetzter ihn verdächtig, er hätte die Abgaben für sich behalten. Die Person des Verdächtigten konnte Philipp Jakob leider nicht ermitteln, sonst hätte er ihn zur Rechenschaft gezogen. So blieb ihm nur der Weg gerichtlicher Klage. Erst nach langer Zeit kam er zu seinem Recht, nachdem ein ihm sehr wohlwollender Admiral persönlich auf der fraglichen Insel Erkundigung eingezogen hat und erfuhr, daß Philipp Jakob nicht nur keine Abgaben eingezogen, sondern die Armeisten aus Schiffsbeständen unterstützt hat. Diese gemeine erlogene Verdächtigung verschärfte natürlich seinen Haß gegen England.

Philipp Jakobs militärische Laufbahn sollte aber mit dieser Expedition ihr Ende erreicht haben, denn während eines Landungsgefechtes erhielt er aus dem Mastkorb eines feindlichen Fahrzeuges eine Musketenkugel in den Oberschenkel, welche nach 40 Jahren am Knie, wohin sie sich gefenkt, herausgeschnitten wurde — außerdem riß ihm eine Geschützkugel Fleischstücke des Unterschenkels weg. Durch Schmerz und Blutverlust ohnmächtig an Land gebracht, sollte sofort das Bein abgenommen werden, aber ein alter treuer Sklave (von dem noch später die Rede) verstand es, die Operation zu verhindern und sammelte eiligst heilsame Pflanzen, mit deren Saft er die Wunden vor Brand schützte und durch aufopfernde Hingabe und Pflege seinen Herrn rettete.

Dienstfähig war aber Philipp Jakob nicht mehr. Sobald er transportfähig, benutzte er die nächste Gelegenheit und schiffte sich ein nach Madras, wo er im Herbst 1806 eintraf. Sofort suchte er seinen Abschied nach, den er auch 1807 erhielt.

Es waren nun gerade 20 Jahre vergangen, seit Philipp Jakob vom Herzog Karl für Geld einer fremden Macht, und zwar Holland, zur Verfügung gestellt worden. Als aktiver Offizier hätte er noch seine Pflicht fern der Heimat getan, aber nun, zur Untätigkeit verdammt, machte sich die Sehnsucht nach der Heimat sehr geltend und doch war es ihm schwer, seine Familie zu veranlassen, mit ihm in sein nordisches Geburtsland zu ziehen. Frau Jesuina ahnte die inneren Kämpfe des geliebten Gatten, und eines Tages erklärte sie, bereit zu sein, mit ihm nach Europa zu ziehen. Es war dies ein kühner, selbstverleugnerischer Entschluß der jungen Frau, der aber ein Beweis war, welsch inniges Band die Gatten umschlang. Jesuina, der verwöhnte Liebling der Eltern, hatte ihre Kindheit im Süden, umgeben von allem, was der fürstliche Reichtum der Eltern bot, zugebracht und verläßt nun freiwillig alles, was ihr bisher teuer und unentbehrlich war, um ihrem Gatten seinen heißen Wunsch, die Heimat wieder zu sehen, in Erfüllung zu bringen. In späteren Jahren schilderte Philipp Jakob oft mit begeistertsten Worten die hingebende Liebe seiner angebeteten Jesuina zu Mann und Kindern, sowie auch ihre bewundernswerte Seelenstärke und Besonnenheit in ernster Gefahr und tiefem Leid und Schmerz.

### J. L. Wohleb / Karlsruher Orgelbaugutachten aus dem Jahre 1805

Die Langweiligkeit der Dpfinger Kirchenakten im General-Landesarchiv unterbricht ein Schriftstück, das in Inhalt und Ton von der beängstigend tiefen Untertänigkeit des ganzen andern Schreibwerkes sich erfrischend unterscheidet: ein Gutachten des Karlsruher Kapellmeisters und Orgelbauinspektors Schmittbaur: es hat die Instandsetzungsfrage der Dpfinger Kirchenorgel zum Gegenstand. Der Fall lag so einfach, daß er gottlob nur für ein dünnes Aktenbündel folgenden Inhalts reichte:

186

Im Januar 1780 hatte die Gemeinde Dpfingen am Tuniberg dem durchlauchtigsten Markgrafen, gnädigsten Fürsten und Herrn die Bitte unterbreitet, wegen Lieferung einer Orgel für 700 Gulden mit dem Orgelmacher Stein zu Durlach einen Vertrag abzuschließen zu dürfen. Der Obervogt der Herrschaft Badenweiler zu Mühlheim, der Dpfingen angehörte, und das Spezialat Badenweiler wußten gegen den Ankauf keinen andern „Anstand“, als daß der Ort „noch keine eigene Feuerspritze, sondern bloß eine mit Mengen gemein-

schäftlich und an lecherem Orte stehende besitzt", und beschränkte sich darauf, das Gesuch gnädigstem Gutfinden untertänigst anheimzustellen. Der Kirchenrat in Karlsruhe verlangte zunächst dem Stadtorganisten Geier in Durlach ein Gutachten ab und gestattete nach dessen Eingang die Bestellung unter der Bedingung, daß „das Werk meister- und dauerhaft hergestellt werde“, der Ausgabe ungeachtet könne sich die Gemeinde doch in einigen Jahren die ihr fehlende Feuerspritze anschaffen.

So hatte die Gemeinde Dpfingen ihre erste Kirchenorgel bekommen. Von dieser Orgel hören wir wieder im Sommer 1805: Die Gemeinde bittet, das Werk durch den Orgelmacher Schüblin von Pfaffenweiler reparieren lassen zu dürfen, der Meister verlange 60 fl. mit der Kost oder 75 „ohne Abrechnung derselben“. Das Spezialatsvicariat Wolfenweiler, dies muß des Verständnisses halber ausführlicher vorausgeschickt werden, holte „sichere Erkundigung“ ein, „ob der gedachte Schüblin schon gute Proben von neu gemachten oder reparierten Orgeln im Land abgelegt habe und was für oder wenn dergleichen nicht von ihm bekannt seien, ob nicht die Abschließung eines Affords mit dem Orgelmacher Vogner in Freiburg, der die Tiengener Orgel sehr gut hergestellt, dienlicher sein dürfte“. Der Bericht der Dpfinger „geistlichen und weltlichen Vorgesetzten“ lautete für Schüblin günstig. Die Gemeinde wiederholte, heißt es in der Vorlage des Spezialates nach Karlsruhe, „ihren ersten Vorschlag rückichtlich auf die Anstellung des Schüblin umso mehr, da sie sich zu einer vorteilhaften Meinung von den Kenntnissen desselben befugt halte und selbige denen des Vogner vorziehe. Dieser sei nach Angabe des Schüblin kein gelernter Orgelmacher, sondern nur ein Klaviermacher und nicht einmal imstand, die Haslacher Orgel, zu deren Herstellung er in Vorschlag gebracht worden sei, vollkommen tüchtig zu reparieren. Ohnerachtet nun letztere Angabe des Schüblin nach allem dem, was uns von dem Vogner bekannt ist, und besonders nach dem überaus vorteilhaften Bericht, den der Pfarrer Eisenlohr von Haslach schon bei Gelegenheit der Wahl eines Subjekts zur Haslacher Orgelreparation anhero erstattet hat, den Charakter eines Brotweibes zu haben scheint, so finden wir uns gleichwohl bei dem Vertrauen, welches Geistliche und Weltliche Vorgesetzte zu den Kenntnissen des Schüblin, dem Ansehen nach mit Grund, haben, bewogen“ . . . zum Abschluß des Vertrages mit ihm zu raten.

Durch einen Beschluß der Kunstkommission des Kirchenrates erhielt nun Schmittbaur die ganzen Unterlagen zur Prüfung zugestellt. Sein temperamentvolles, etwas galliges Gutachten verdient eine Veröffentlichung im Wortlaut des Originals:

„Durchlauchtigster Kurfürst!

Euer Kurfürstlichen Durchlaucht sehen abermals aus rückkommenden Akten einen neuen Orgelmacher Nicolaus Schüblin von Pfaffenweiler, der mir bisher in denen Oberlanden ganz unbekannt war.

Die Herr Orgelmacher müssen in denen Oberlanden auf den Eichenbäumen wachsen, da so viele sich aufhalten und aufhalten können. Wenn sie nur nicht so entfechtlich aufeinander wie Mohrspaten schimpften, wodurch sie sich verraten.

Ich muß hier bemerken, daß ich nie gesagt, daß die Untertanen aus denen obern Landen wegen neuer Orgeln oder Reparaturen zu Stieffeln bis Rastatt oder zu Voit bis Durlach laufen sollen, unsern Matadors als Hoforgelmachern,

deren der erstere gegen fünfzig Jahre, der andere vierzehn bis fünfzehn Jahre erprobt ist — dies wäre Unsinn. Sondern ich habe dringend gebeten — geschrien — geschrieben — Pläne vorgelegt, der Sache und dem Betrug zu steuern und aus vielen zwei davon auszufuchen und zu prüfen, die den Distrikten und Oberämtern von Mahlberg bis Lörrach zuzuteil wären — aber

bitten — schreien — schreiben — Plan vorlegen — alles blieb in der alten Temperatur. Die Leute müssen sich durch ihren Betrug in denen Oberlanden sehr wohl befinden, weil sie wie eine Sindsut aus allen Gegenden daherströmen.

Ich muß weiter bemerken, daß wir zwei Orgelmacher durch die Natur der angefallenen Lande geehrt, den einen in Bruchsal, den andern in Heidelberg. Auch diese müssen in Distrikte eingeteilt werden, weil sie auch Untertanen und leben müssen. Ersterem habe ich bereits voriges Jahr in Zeisenhäusen begreiflich gemacht, daß er solidere Pfeifen und bessere Materialien in toto in Zukunft machen müsse, wenn er im Badischen Lande durchkommen wolle, dem zweiten seine gute Arbeit in Graben belobet.

Wo hat der Schulmeister Eberle die Orakelkenntnisse gelernt? Daß er so mordice behauptet, die Merdinger Orgel vortrefflich gefunden zu haben? Göttlicher Herr Schulmeister, es ist genug, wenn Sie Ihre Choralmelodien auf vorspielen, die Zwischenpiele passend anbringen ein adäquates Präludium studieren. Desto besser und vortrefflicher, wenn der Schulmeister eine Orgel zu behandeln weiß. Die Leute sind aber so rar als die weißen Mäuse, vor denen die Katzen davonlaufen.

Ueber die Reparatur der Orgel zu Dpfingen kann ich gar keinen Rat und Auskunft geben, da über diese Reparatur gar nichts als jene der zerprungenen Blasbälge gesagt wird, nichts: wieviel die Orgel Register habe, wieviel Pfeifen jedes Register habe, welche von Zinn, Metall oder Holz sind.

Ich will nicht mehr untertänigst erinnern, daß für den großen Nutzen der Untertanen in diesem Fache, den nicht jeder übersehen kann, kein Mittel zu steuern übrig sei?

Mein Gewissen, meine Dienstpflichten erfüllt zu haben, glaube ich fest. Punctum. Satis. Multum Rogatum — Multum Clamatum — Multum Scriptum in hac re me habuisse certe credo. Sed, si mundus vult decipi, decipiatur ergo. Und ist ersterbe in tiefster Erniedrigung

Euer Kurfürstlichen Durchlaucht

Karlsruhe, den 10ten Juli 1805

untertänigst treuehormsamster  
Schmittbaur.“

Die Wirkung des Gutachtens ist erstaunlich. Sahen die Seitenhiebe so gut? Unter ausdrücklicher Feststellung der Kenntnisnahme beschließt der Kirchenrat bereits am folgenden Tag, es „sene unter Anschluß des von dem Orgelmacher Schüblin von Pfaffenweiler gefertigten Accords über die reparatur der Orgel in der Dpfinger Kirche dem Staatsamt und Specialatsvicariat Wolfenweiler zu Thiengen aufzugeben, solchen mit demselben so genau als möglich abzuschließen, ihm dauerhafte und gute Arbeit zu empfehlen, auch zu bedenken, daß die Zahlung der Hälfte des Verdienstes auf die vordersamt geschene Besichtigung der Arbeit durch Kunstverständige ausgesetzt bleiben müsse“.

Damit brechen die Akten ab.

## Hans v. Dezold / Die Bevölkerung des besetzten Gebietes vor zwanzig Jahren

II. (Schluß)

Ich sprach dem Bürgermeister mein Erstaunen aus, daß unter den Einwohnern so wenig Einigkeit herrschte, daß sie sich bei mir gegenseitig verdächtigten und das gemeinliche Unglück sie so wenig einigte, daß sie sich gegenseitig zu hassen schienen und sich in Gegenwart meiner Leute sogar beleidigten. Der alte Mann erwiderte, Streit, Neid und Eifersucht seien im Dorf von jeher eingebürgert gewesen.

Im flämischen Belgien fand mein Feldlazarett ganz besonderes Entgegenkommen bei der Bevölkerung. Dieselben Leute, die sich gegen die Zuweisung von Offizieren sträubten, nahmen Ärzte willig auf, und die Unteroffiziere und Mannschaften des Lazarett's erklärten immer wieder, daß sie im Leben nie bessere Manöverquartiere gehabt hätten, als ihre flämischen Kriegsquartiere waren. Besonders gastfrei zeigten sich die flämischen Ärzte. Auch die Flamen hatten sich anfangs am Frantireur-

krieg beteiligt. Ihnen war bekanntgemacht worden, daß die Deutschen überall die männliche Bevölkerung vor sich hertreiben, damit die belgischen Soldaten nicht schwächen sollten. So war ein Teil der Leute in die Wälder geflohen. Die anderen aber hatten Eimer mit Wasser auf die Durchmarschstraße gestellt und boten den Deutschen Kaffee an. Damit war das gute Verhältnis hergestellt und die Flüchtlinge waren aus den Wäldern zurückgekehrt. Sehr überraschend war es, wenn junge Mädchen ihr Kampflied sangen: „Wir haben flämisch Blut, wir sind voll Löwenmut“ und zum Schluß statt „flämisch Blut“ herausschmetterten „Wir haben deutsches Blut“. Ueberraschend war uns auch, daß sie uns stets duzten, da es im flämischen eine andere Anrede nicht zu geben scheint. In der Desentlichkeit aber zeigten sie starke Zurückhaltung und alle trugen als Nationaltrauer schwarze Gewänder. Aber ein Abschiedsbrief bei unserm Abbrücken schloß mit den Worten: „A mon tour, je vous

prends les deux mains dans les miennes pour les serrer bien fort“.

Ein blonde Flämin heiratete später einen württembergischen Arzt, den sie damals kennen lernte.

In einer der schönsten unter den vielen schönen Städten Flanderns lag am Großen Platz ein altes, sehr gutes Gasthaus, in dem die hübsche Tochter des Hauses in ihrem zierlichen Trauergewande den Anziehungspunkt bildete. Ihr besonderer Reiz war ihre Fröhlichkeit, Schlafertigkeit und Redegewandtheit. Vor allem aber erweckte sie Stürme der Heiterkeit, wenn sie ihrem Deutschenhah Ausdruck verlieh.

Ich beobachtete sie im Gespräch mit meinem Stabsarzt, der ihr innerlich und äußerlich ebenbürtig war. Sie erklärte, man könne von den Belgiern nicht verlangen, daß sie die Deutschen liebten, denn diese liebten ja auch die Belgier nicht. Auf die Frage, ob er nach dem Kriege ohne Gefahr wiederkommen könne, antwortete sie dem Gast zur großen Freude aller in französischer Sprache: „Wenn Sie von mir einen guten Rat wollen, so kommen Sie nicht, bleiben Sie, wo Sie sind, oder wenigstens schicken Sie einen guten Freund voraus. Kommt der lebend zurück, so können Sie es auch wagen.“ Als ich später von ihr Abschied nahm, sagte sie mir aber, sie hoffe, wir würden alle noch einmal als Gäste zurückkommen, denn nach dem Kriege sei alles vergessen.

Ehrliche Freunde und Helfer waren uns die Schwestern des flämischen Nonnenklosters, in dem mein Feldlazarett in der Zeit schwerer Kämpfe lag. Besonders können wir der Operationschwester nicht genug danken für die übermenschliche Arbeit, die sie zeitweise im Operationsaal zu leisten hatte. In

jenen Tagen hatten wir eine ausgedehnte Dorfspraxis. Das Lazarett hatte Fachärzte für Chirurgie, Ohren, Frauen und Kinder, die alle stark gesucht wurden. Als der Korpsarzt uns eines Tages besichtigte, war er sehr erstaunt, als er vor dem Operationsaal vier Mütter mit ihren kranken Kindern fand. Dann kam er in den Operationsaal, wo gerade ein junges Mädchen operiert wurde. Da der ganze Körper mit keimfreien Tüchern bedeckt war, dachte er natürlich, es sei ein Soldat und fragte, welcher Truppe der Mann angehöre. Nach einer Pause peinlichen Schweigens sagte ich ihm, es sei ein junges Mädchen. Sehr ungehalten verließ er den Saal und fragte mich entrüstet: „Haben Sie eigentlich hier ein deutsches Lazarett oder ein belgisches Spital?“ In diesem Augenblick lief uns ein junges Mädchen in den Weg, das strahlend fröhlich ein weiteres Kind mit Kopferband anschleppte. Da mußte er doch lachen und sagte mir, er merke bei mir nichts von der „eisigen Zurückhaltung“, die unser kommandierender General von uns gegenüber der Bevölkerung fordere.

Als wir Württemberger dann im November 1918 auf dem Rückmarsch unsere letzte Unterkunft in Luxemburg verließen, sagte uns unsere Wirtin beim Abschied: „Es ist nicht schlimm, daß die Deutschen durchmarschieren, schlimmer wäre es gewesen, wenn der Krieg sich auf unserem Boden abgepielt hätte. Das stand uns bevor. Daß es nicht geschah, verdanken wir den Großtaten des deutschen Heeres. Jetzt fürchten wir nur die Nachkommen, die Franzosen und Amerikaner, mit denen wir uns nicht verständigen können. Die lieben wir nicht.“ Da fragte ich sie: „Lieben Sie denn uns?“ Und die Luxemburgerin antwortete schlicht und einfach „Ja“.

## Schrifttum und Heimatkunde

Der Baum von Cléry. Von Joachim von der Goltz. (Albert Langen / Georg Müller Verlag München, 1934. 300 Seiten, gebunden 5,50 RM.)

Immer noch steht der Krieg groß am Horizont unserer Zeit. Jedem von uns ist es aufgegeben, sein wahres Gesicht kennenzulernen. Wem es Ernst ist damit — und es sollte jedem Ernst sein — der greife zu diesem neuen Buch des Dichters und Soldaten Joachim von der Goltz, und er wird wie kaum in einem anderen Buch den heißen Atem des Krieges spüren, den leidenschaftlichen Einsatz der Männer, das Grauen und den schweren Tod, den unerlöschlichen Glauben an die gute Sache und die wilde Freude über jeden Fußbreit gehaltenen Grabens. Gewiß, es gibt mancherlei Bücher vom Kriege, dokumentarische und dichterische von hohem Wert, und man könnte fragen, ob denn nach so vielen Werken vom Kriege überhaupt ein Buch geschrieben werden kann, das etwas Neues aussagt. Aber einmal ist es gewiß so, daß der Krieg als das begründete Erlebnis der neuen Volkwerdung noch auf lange Zeit Anlaß zu Erinnerung und dichterischer Gestaltung sein wird und sein muß. Und zum anderen gibt es kaum ein Buch, das den Leser so wie dieser „Baum von Cléry“ packt und hineinreißt in das unmittelbarste Miterleben des Kampfes, in das Ringen um ein paar Meter zerschossener Stellung, das Harren und Dulden in der vordersten Front, die namenlose Verzweiflung über die brutale Herrschaft des Materials und das harte und wild entschlossene „Trotzdem“ deutscher Männer.

Gerade wer nicht mit dabei war an der Front, als das Schicksal unseres Volkes sich entschied, der wird unwiderstehlich mitgerissen von der brennenden Gegenwart dieser Dichtung, der sich keiner entziehen kann. Wem aber diese Namen — Somme, Voretto, Peronne — Stationen des eigenen Lebens sind, wer überhaupt irgendwo an deutschen Fronten kämpfte, der spürt plötzlich: „hier ist einer von uns Stimme und Erinnerung geworden und ruft uns ins Bewußtsein, was unversehens in unser aller Herzen ruht“. Hier wird jedem einzelnen klar, was eigentlich ist, was jedem damals die Zeit so einmalig, ja so heilig macht in der Erinnerung: dieses Hochgefühl, männlich sich einzusetzen für eine Sache, die mehr ist als die eigene kleine Welt, sich ohne Bedenken hinzugeben, ohne Gedanken an den kleinen Alltag, ja sich zu verschwenden in einem ungeheuren Gefühl, nicht mehr klein und allein zu sein.

Dieses Buch hat einen seltenen Reichtum und eine innere Fülle. Jeder spürt: ja, so war es, so hast du damals gefühlt, so hast du damals gelitten, gewartet, gestürmt. Nicht umsonst hat Joachim von der Goltz fast zwanzig Jahre gewartet, bis er dieses Buch schrieb — solche Fülle der Erlebnisse, der Gedanken, der Gestalten braucht lange Reifezeit, aber dann steht auch ein großes und echtes Werk da.

„Es war im Westen, um die Zeit, als keine Truppe mehr sang. — Als in den Briefen der Männer stand: „Haben unsere Kinder noch Brot? — Als Mannesstat und Treue sich verzehrte im Kampfe gegen des Materials wachsende Uebermacht.“ — Mit diesen Worten setzt das Buch ein, nimmt den Leser auf in die zerschossenen Landschaften an der Somme und auf der Vorettohöhe und läßt ihn nicht mehr los bis zur letzten Seite. In einer Sprache, geprägt von soldatischer Knappheit und er-

füllt von dichterischer Schönheit bringt der Dichter dem Leser die Gestalten dieser Welt nahe, Offiziere und Mannschaften, die in unbeirrbarer Reinheit, auf schlichthin gültige Weise das einmalige Grundverhältnis von Führer und Gefolgschaft zum Ausdruck bringen. Unvergesslich werden jedem Leser die Gestalten der Leutnants Brudner und Burrian, des Kanoniers Siebenreuth, des Infanteristen Karl, des rührenden „kleinen“ Kriegsfreiwilligen bleiben. Unverwischbar bleibt die Landschaft des Todes mit Gedächtnis hasten, die Vorettohöhe, die Somme — das Grauen der Verwüstung und darüber die rührende Schönheit eines ersten Frühlingstages, der im einfachen Mann den Glauben weckt an die Unzerstörbarkeit des Lebens und die Kraft gibt, auszuhalten bis zur Erreichung des Zieles, das wir nicht kennen.

Gerade dadurch, daß über den Bericht und die Darstellung des wirklichen Geschehens hinaus nicht viel Worte gemacht werden, wird der Blick freigegeben für das Tiefere, das, was jenseits der Tatsachen liegt. Der große Umbruch der Zeit, das Ende einer verhallenden Epoche, der Beginn des Neuen, das kommen mußte und gekommen ist, wir spüren es in diesem Buch als gewaltige und untergründige Macht — und darum wächst aus diesem Buch Glaube und Vertrauen in die Kraft unseres Volkes, in die Kraft des einfachen Mannes und des Führenden, des in zuchtvoller Haltung vorbildlichen Menschen, der auf eigene Verantwortung hin wagt und sich einsetzt.

R. M.

„Das Bild“. Monatschrift für das deutsche Kunstschaffen in Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von der Deutschen Kunstgesellschaft, Sitz Karlsruhe (Verlag C. F. Müller, ebenda). Jahrgang 1934, Heft 10.

Mit dem Hauptteil „Niederachsen“ schließt das X. Heft an die im VII. begonnene, im VIII. fortgesetzte Wanderung durch die Sachlengau an. Daß auch der niedersächsische Boden echte germanische Kunde bewahrt, davon zeugen die mit prächtigen Bildbeispielen belegten Aufsätze von Dr. Wilhelm Schliermacher „Kunst der Bronzezeit im Norden“ und „Frühgermanische Kunst“ von Professor Hans Adolf Bühler, während Dr. Herbert Rode mit Wort und Bild „Auf den Spuren germanischer Kleiderverzierung“ nachweist, mit welcher Treue die niedersächsischen Frauen fast bis an die Schwelle der Neuzeit ihre Erinnerung an die altgermanischen Heißzeihen hineinstickten in kirchliche Paramente. Zur Neuzeit hinüber leitet ein Beitrag von Dr. Arthur Rümmer über den Hamburger Illustrator Otto Speckter. Durch ein reichhaltiges Bildmaterial wird der Leser dann eingeführt in die bildende Kunst der Heide und der Wasserante von Worpsswebe bis Spil. Ueber Vergangenheit und Gegenwart des Malerdorfes bei Bremen plaudert Waldemar Augustiny, von „Zwei Oldenburger Malern“ erzählt Bettina Feistel-Rohmeder, während die Hauptaufsätze „Hermaan de Bruncker“ und „Deutsche Kunst in der Nordmark“ von Magnus Weidemann bestritten werden. Der Kunst des letzteren widmet Dr. Peter Ingwersen einleitende Worte. Schließlich führt Henri Nannen noch einen Plastiker aus Friesland vor, August Wilhelm Remme, der sich aus starker Beeinflussung durch Rodin hindurchgerungen hat zu arteigner nordischer Anschauung.

Schriftleiter: Karl Joho. — Druck und Verlag des „Karlsruher Tagblatt“